



Die Jagd ist ein notwendiges Handwerk
Albert Schweitzer

GERT G. VON HARLING

Auf der Fährte des Jägers

Jagderzählungen

mit 12 Illustrationen
von Klaus-Peter Reif



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



BLV Buchverlag
GmbH & Co. KG
80636 München

© 2015 BLV Buchverlag GmbH & Co. KG, München

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes
ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt
insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen
und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.



www.facebook.com/blvVerlag

Umschlagmotiv: Klaus-Peter Reif;
Foto vordere Klappe: Gert G. von Harling (privat)
Illustrationen: Klaus-Peter Reif

Lektorat: Gerhard Seilmeier
Herstellung: Ruth Bost
Satz: Kathrin Michel, Satz+Layout Peter Fruth GmbH, München

Printed in Germany
ISBN 978-3-8354-1349-8

Inhalt

Wenn ein Ideal zur Ideologie wird	7
Es bröckelt im Garten Eden	16
Auch das Wild stellt sich um	25
Wenn der Wolf jagt	34
Hautnah	45
Vom Winde verwirrt	51
Willst du alte Böcke haben	58
La patience est l'art d'esperer	69
Auf der Suche nach dem echten Waidwerk	81
Tausche Blesbock gegen Leoparden	88
Kälte, Eis und dunkle Stunden	99
Kein Schuss in Kasachstan	124
Der Versuch der Erklärung einer Leidenschaft	141
Der alte Mann und die Mühsal der Jagd	152

Wer die Erde liebt, sollte die Augen aufmachen
und nicht den Mund

Weisheit der Massai

Wenn ein Ideal zur Ideologie wird

Krankheit schützt vor Zahlung nicht

»Der gute Mensch in seinem dunklen Drange ist sich des rechten Weges wohl bewusst«, heißt es in Goethes Faust. Und ich will den selbsternannten und wohlmeinenden Laien-Naturschützern beileibe nicht den guten Willen absprechen. Aber was – und hier will ich noch ein Zitat bringen: »Blinder Eifer schadet nur« – dabei herauskommt, verkehrt die hehre Absicht meist ins Gegenteil. Von solch einem Beispiel »gut gewollt, aber schlecht getan« handelt das folgende Kapitel. Ich bitte um Verzeihung, wenn ich gewissermaßen im Vorwort zu diesem Thema aus dem Neuen Testament zitiere: »An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.«

Das gewohnte Bild unterscheidet sich, betrachtet man es oberflächlich, kaum von anderen Stöberjagden: leuchtende Hutbänder und Warnhalsungen, rote Warnwesten, fröhliche Gespräche, Hornsignale – Erwartung pur.

Die Begrüßungsrede ist ungewohnt. Kein Wunder, wir wollen drei Tage lang auf Flächen einer gemeinnützigen Stiftung jagen, und weil diese Gesellschaft zur Sicherung des Nationalen Naturerbes eine der größten Stiftungen Europas ist, dürfen die Belehrungen schon mal etwas länger ausfallen, und es wird offenbar: Jagdherr ist ein Konzern, ein Unternehmen, in dem nach Gewinnmaximierung gestrebt wird, Holzeinschlag und Regulierung der Wildbestände müssen betriebswirtschaftlich effektiv und erfolgreich sein – immer mehr Schützen werden zu immer weniger Veranstaltungen eingeladen – Wildbewirtschaftung statt Waidwerk.

Ich finde nur wenige Schützen, die ich bereits früher auf diesen Gesellschaftsjagden traf: Kaum Einheimische, die angereisten Gäste kommen von weit her, sogar, schließt man nach den Nummernschildern der Autos, aus dem angrenzenden Ausland.

Selbstverständlich muss jeder der »eingeladenen« Jäger seinen gültigen Jagdschein vorzeigen, auf Kontrolle des Schießnachweises – in der »Einladung« hieß es: »mit eigener Waffe je fünf Schüsse auf den Bock und den laufenden Keiler« – wird verzichtet.

Manch unsicheren Blick registriere ich, schüchterne, aber auch selbstsichere. Forste Äußerungen von Jägern mit halbautomatischen Büchsen über der Schulter und vollgepackten Rucksäcken, als gingen sie auf mehrtägige Safari. Männer, die für eine Jagd Gelegenheit auf einer »ökosystemgerechten Jagd« Geld bezahlt haben und glauben, damit Jäger zu sein.

Es sind aber auch einige mir seit vielen Jahren lieb gewordene erfahrene Revierbeamte darunter, doch sie dienen nun einer anderen Obrigkeit. Es gilt: Wes Brot ich ess', des Lied ich sing'(en muss). Abschussfreigaben werden »von oben« diktiert, oftmals gegen den Willen und die Überzeugung der erfahrenen, praxisorientierten Beamten.

»Wir jagen naturnah«, werden wir belehrt, das heißt Störeffekte minimieren und den Tierschutz optimal berücksichtigen. Das Jagdkonzept sieht vor, in der Paarungs-, Brut- und Rastzeit, also auch in der Zeit von September bis Januar, nicht zu jagen.

Zur Schadenabwehr dürfen Sauen in den Randbereichen außerhalb dieser Zeit und Rehböcke im Mai bejagt werden, sehr zum Kummer umliegender Hegegemeinschaften, deren Ziele konterkariert werden. »So wird das Wild weniger scheu und wieder tagaktiv. Naturliebhaber können es Tag und Nacht beobachten«, werden wir aufgeklärt.

Das uralte, von den Jägern übernommene System, in dem sich Luchs, Wolf und Bär an den Schwachen aus der Wildbahn bedie-

nen, ist in naturnah bewirtschafteten Wäldern außer Kraft gesetzt. Alles, was Pfoten oder Federn hat, ist auf den DBU-Flächen sicher. Neozoen wie Mink, Marderhund, Nutria und Waschbär brauchen den Jäger nicht zu fürchten. Selbst für »eingewanderte« Pflanzen gibt es kein Tabu. Douglasien beispielsweise gewährt man kein Bleiberecht – schließlich hat es diese bösen Exoten vor einigen hundert Jahren in deutschen Landen auch nicht gegeben.

Jagen Raubtiere naturfern, weil sie ohne Rücksicht auf Paarungs-, Brut- oder Rastzeiten auf Beutezug gehen?

Einseitige Schuldzuweisungen für den Rückgang der Niederwildstrecken und gnadenlose Verfolgung von Fuchs und anderen Beutegreifern werden mitunter übertrieben. Muss man aber ins andere Extrem fallen, es mit der »Natürlichkeit« übertreiben?

Ist es *natürlicher*, wenn *natürliche* Krankheiten eine *natürliche* Auslese treffen, Wölfe, Füchse, Marderhunde, Nutria und Co. statt von »irrgeliteten Jägern« erschossen, von Räude, Krätze, Tollwut und anderen naturgegebenen Krankheiten dahingerafft werden? Muss das bewährte Tierschutzgesetz deshalb vernachlässigt werden?

Entfernen sich Wälder von der Natur, wenn sie nicht von »Ökologen« bewirtschaftet werden?, grübele ich weiter. Waldbesitzer in Deutschland profitieren doch von dem Können und den Aktivitäten unserer Großväter. Schließlich wurde das wichtigste Prinzip, der Nachhaltigkeitsgedanke, bereits vor 300 Jahren von unseren Vorfahren geschaffen und erfolgreich vorgelebt, lange bevor die Begriffe »Umweltschutz«, »Naturschutz« und »ökologischer Waldbau« kreiert wurden.

Und dann werde ich mit meiner Hündin Diva zu einem Stand gebracht, auf dem ich bereits auf früheren Jagden, als Gast der Bundesforsten, gesessen hatte. »Den eigenen Neigungen und Betrachtungen überlassen«, wie es schon *Johann Wolfgang von Goethe* schätzte, habe ich drei Stunden Muße, meinen Gedanken nachzuhängen.

Jagen ist für viele meiner Zeitgenossen in den Strudel von Pflichterfüllung, Prestigedenken, Hektik oder Zeitdruck geraten, ich wehre mich dagegen, genieße Ruhe und Stimmung.

Über uns kreist ein Seeadler. Beide, Fisch- wie auch Seeadler, haben sich in den vergangenen Jahren enorm vermehrt. In Deutschland leben derzeit mehr dieser imposanten Greife als je zuvor – trotz verschossener Bleimunition.

Überhaupt erstaunlich: Fischadler sind ein verkörperter Widersinn, ernähren sich fast nur von lebend erbeuteten Fischen, dabei ist Wasser gar nicht ihr Element. Die Vögel können weder schwimmen, tauchen, noch haben sie ein wasserdichtes Gefieder. Man sollte meinen, dass die Art unter diesen Bedingungen in der Tierwelt dahinkümmerte, im Gegenteil: Ornithologen schätzen den Besatz weltweit auf über 50 000 Brutpaare – sehr viel für einen so großen Beutegreifer.

Ein Keiler zieht auf meinen Stand zu. Auf 150 Gänge erkenne ich blitzende Gewehre, tausche Fernglas mit Büchse und habe den wohl Fünfjährigen klar im Absehen des Zielfernrohrs, als er 40 Gänge vor meinem Sitz vorübertröht. Doch ich lasse die Waffe sinken. Spannende Minuten hatten mich in Atem gehalten, aber der Gedanke an die Höhe der Abschussgebühren lässt Vernunft über Jagdpassion siegen.

Weit, zu weit entfernt für einen sicheren Schuss, zieht Damwild. Während ich es durch das Glas verfolge, schiele ich zu meiner Hündin. Sie starrt nach links. Kein Zweifel, dort nähert sich auch Wild. Vier Rottiere und zwei Kälber ziehen heran, unmöglich, sie einander zuzuordnen. Die Kälber preschen vor das Rudel, verhoffen gedeckt durch ein Tier, während die anderen Stücke aufreizend langsam weiterziehen. Dann traben die beiden hinterher, wieder verdeckt, ich erkenne nicht, wer zu wem gehört, im Nu ist das Rudel im lichten Lärchenbestand verschwunden.

Bei der Begrüßungsrede war kein Wort über das Schonen führender Stücke gefallen. Darüber nachzudenken ist aber kaum



Zeit, erneut kündigt »Diva« Wild an. Alttier mit Kalb flüchtet vorüber, mein Pfiff lässt beide verhoffen, und einige Lidschläge später wirft die hohe Fichtenkulisse am anderen Ende der Fläche das Echo meines Schusses zurück. Das Kalb ist 30 Gänge vor uns verendet.

Minuten später kommen fünf fröhlich durcheinanderschnatternde Damen, bewaffnet mit Nordic-Walking-Stöcken, den Weg, den ich eine Stunde vorher zu meinem Sitz nutzte, entlang. Die unter der Leiter abgelegte Hündin hatten sie entdeckt, aber nicht mit einem dazugehörigen Führer gerechnet. Als ich die muntere Schar aus zwei Meter Höhe leise begrüße, fahren sie allesamt erschreckt zusammen, verstummen, beschleunigen verängstigt ihr Marschtempo und verschwinden schweigend. Ob sie oder andere Naturliebhaber jemals ein Stück Wild auf ihren Wanderungen sehen werden und das Konzept meiner Gastgeber aufgeht?

Ich kann es diesen Menschen kaum verübeln, wenn sie, aus einer gestörten Umwelt kommend, nachdem ihnen von Politikern und Gesetzen ein großzügiges Betretungsrecht der freien (selbst in Privatbesitz befindlichen) Landschaft gestattet wurde, auch nutzen und unbewusst, ungewollt zum Stressfaktor für das Wild in unserer Kulturlandschaft werden.

»Das Rotwild soll »erlebbar« gemacht, Tierebeobachten der Stadtbevölkerung als »Event« verkauft werden«, für den ehemaligen König der Wälder eine gänzlich neue Rolle, sinniere ich. Der röhrende Hirsch, in der guten Stube der Großeltern in Öl verewigt, noch im goldenen Bilderrahmen bewundert, später verfehmt und verfolgt, soll den Tourismus ankurbeln.

Schließlich ist der erste Teil der Jagd vorüber.

Am zweiten Tage dieser denkwürdigen »Waldschutzjagd« bekomme ich einen Stand zugewiesen, mit dem mich ebenfalls Erinnerungen aus der Vergangenheit verbinden. Von meinem Ansitzbock habe ich nach Osten und Westen weite Sicht in einen Mischwald aus Kiefern, Fichten, Buchen und Lärchen. Den knapp

zehnjährigen Birken-/Kiefernflug im Norden und Süden kann ich nicht einsehen.

Bis die Hunde geschnallt werden, habe ich Muße, über das Wort »Waldschutzjagd« nachzudenken. Der Begriff suggeriert, dass der arme Wald vor dem bösen Wild geschützt werden müsse, es wurde quasi zur »Schädlingsbekämpfung« eingeladen. Jäger werden zu Erfüllungsgehilfen schwärmerischer Natur-, Umwelt- und Tier-schützer, die bestimmen, was, wie viel und wie gejagt werden darf beziehungsweise muss. Es geht weniger um das Wohlergehen des Wildes, das ist Spielball von Machtkämpfen zwischen Verwaltungen und Verbänden, Ideologen und Geschäftsleuten geworden.

Meine Grübeleien werden unterbrochen.

Damwild überfällt den Weg. Ein zusammengedrängtes Gewusel aus mindestens zwanzig Wildkörpern, Alttieren, Kälbern, Schmal-tieren, Spießern, Kniepern und angehenden Schauflern, unmöglich zu schießen, ohne die Gefahr eines Paketschusses zu riskieren.

Kaum hat sich ein zweites Rudel unbeschossen in Sicherheit gebracht, nähert sich Hetzlaut. Ein Damtier mit Kalb trollt auf den Sitz zu und verhofft nach meinem lauten Pfiff. Das Kalb bricht zusammen, das Tier flüchtet, verhofft noch einmal, ist durch allerlei Unterwuchs so verdeckt, dass ich nicht schießen mag, und verschwindet. Bald darauf flüchtet ein weiteres Rudel Damwild durch das Gestrüpp vorüber, und kurz vor Ende des Treibens drücken sich drei Schaufler in einer Senke fort.

Nachdem ich das Kalb aufgebrochen habe, bleibt eine gute halbe Stunde Zeit, Resümee zu ziehen, bis ich abgeholt werde.

Trotz der modernen »Wildbewirtschaftungsmethoden« habe ich viel Wild gesehen. Es hat sich auf Hunde und Treiber eingestellt, gelernt, sie geschickt und erfolgreich auszutricksen, aber ob das auf Dauer gutgeht?

Der Anteil der Kälber, Kitze und Frischlinge an der Gesamtstrecke, die am Spätnachmittag verblasen wird, beträgt weniger als 20 Prozent!

»Schließlich habe ich viel Geld für diese Jagd bezahlt«, doziert einer der Schützen, als wolle er sich dafür entschuldigen, dass er zwei führende Tiere liquidierte. Und ich denke an den Ausspruch eines indianischen Freundes und Outfitters in Kanada, mit dem ich über die Kosten für zwei Elchabschüsse verhandeln wollte: »Tiere haben keinen Preis, sie haben einen Wert.«

Ein weiterer, ein letzter Jagdtag schließt sich an. Auf dem Weg zu meinem Ansitz entdecke ich mehrere Vogelkästen, Überbleibsel der Aktivitäten eines engagierten Forstmannes, der für dieses Revier verantwortlich war, als es noch nicht »ökologisch« bewirtschaftet wurde.

»Vereinbaren sich menschliche Eingriffe, wie künstliche Nisthilfen, mit naturnaher Waldwirtschaft?«, frage ich scherzhaft. Wie eine kalte Dusche erwischt mich die Antwort des diensttuenden Beamten: »Noch haben wir keine Order, die Kästen zu zerstören!«

Kaum hat mich der Wald wieder in seine Arme genommen, kaum sitze ich wieder an einer Dickung auf einem Drückjagdbock und bin mit meinen Gedanken allein, werden sie jäh unterbrochen. Während auf einem der Nachbarstände drei, vier Schüsse fallen, tönt es hinter mir »öff!, öff!, öff!«! Sauen! Es folgen grelles Quicken und scharfes Pusten. Heisere Schreie erklingen, laut und durchdringend. Und noch einmal, rauer, röchelnder, furchterregender. Dann bedrückende Stille. Irgendwo fällt ein weiterer Schuss. Plötzlich wütendes Grunzen und schrilles Klagen, kein Zweifel, hinter mir kämpfen zwei Keiler, haben unbeeindruckt von Büchenschüssen und Hundelaut im wahrsten Sinne des Wortes zu den Waffen gegriffen. Meine unter der Leiter abgelegte schwarzwilderpropte Hündin blickt verunsichert zu mir hoch, ich schaue ebenso zu ihr hinunter und umfasse das Gewehr fester.

Das beeindruckende Konzert schwillt ab, zeugt dann noch kraftvoller von dem Überlebenskampf, den der gewinnen wird, der als Besserer aus dem Duell, das für die Fortpflanzung seiner

Art seit ewigen Zeiten von der Natur vorgegeben ist, hervorgehen wird.

Erneutes, markerschütterndes Kreischen nimmt an Lautstärke zu. Es geht über in helles Quietschen, grelles Geschrei, ähnlich, wie ich es erinnere, wenn in meiner Jugend vor dem alljährlichen Schlachtest ein Hausschwein abgestochen wurde. Unüberhörbares Stampfen auf den Erdboden, prasselndes Ästeknacken, deutlich vernehme ich Schnaufen und Klappern, die Rivalen wetzen ihre Gewehre. Tiefes, wütendes Brummen, wieder Wetzen der Gewehre, und dann ist es erneut beängstigend ruhig. Selbst die wenigen Vogelstimmen verschweigen. Der leichte Wind scheint den Atem vor der unheimlichen Musikkulisse angehalten zu haben.

Gebannt starre ich an den Dickungsrand. Da erscheint eine Sau, langsam, müde, schwerfällig – krank! Der Wurf ist voller Schweiß, ich erkenne eine weit auseinanderklaffende Wunde, vom Teller bis fast zum Brustkern reicht sie.

Kaum hat das Stück die schützende Deckung verlassen, habe ich es im vierfachen Absehen, ein einfacher Schuss.

Die Gewehre des Bassen, war er der Sieger oder der Verlierer, war er fünf, sechs Jahre alt oder älter, ich habe sie zurückgelassen. Sie hätten mich stets daran erinnert, dass ich auch für den Abschuss eines todkranken Stück Wildes viel Geld hätte zahlen müssen, so behalte ich das Erlebnis in besserer Erinnerung.

Beim mehrstimmigen Verblasen der Strecke fehlen die Nachsuchenfürer am Ende des dreitägigen gesellschaftlichen Events. Sie sind noch bei ihrer Arbeit, und mir klingt das Signal »Jagd vorbei« wie ein allerletztes »Halali« in den Ohren.